



Zusammenhalt und politisches Bewusstsein: Bis heute wirkt der Protest der Roma und Sinti in Dachau nach
Fotos (2): Günter Zint

Aufstand gegen die zweite Verfolgung

Vor 40 Jahren begannen zwölf Sinti in der KZ-Gedenkstätte Dachau einen Hungerstreik. Er gilt als Initialzündung für die Bürgerrechtsbewegung der Sinti und Roma. Vier Hamburger haben den Streik mit Musik, Bildern und Texten unterstützt

Von Ralf Lorenzen

Der Karfreitag 1980 fällt auf den 4. April. In der Versöhnungskirche der KZ-Gedenkstätte Dachau sind zwölf Sinti in den Hungerstreik getreten, darunter die KZ-Überlebenden Franz Wirbel, Jakob Bamberger und Hans Braun. Ihre Forderungen: Aufarbeitung des NS-Völkermords an den Sinti und Roma; Aufklärung über den Verbleib der NS-„Zigeunerakten“ und Beendigung der fortgesetzten Sondererfassung von Sinti und Roma durch Justiz- und Polizei.

Aus ganz Deutschland reisen Familien und Unterstützerguppen an, in Pkws und Wohnwagen. In Hamburg setzen sich die Musiker und Aktivisten Tornado Rosenberg und Rudko Kawczynski, der Journalist und Moderator Henning Venske sowie der Fotograf Günter Zint ins Auto und fahren die Nacht durch.

„Als wir ankamen, umkreisten Nazis in ihren Autos das ehemalige KZ“, erinnert sich Venske heute. „Sie riefen Drohungen und warfen auch mit Steinen. In die Gedenkstätte ließ uns die Leitung am Anfang nicht rein.“ Es war die Zeit von Gruppierungen wie Michael Kühnens Aktionsfront Nationaler Sozialisten und der Wehrsportgruppe Hoffmann. Knapp ein halbes Jahr später kam es zu dem Attentat auf dem Münchner Oktoberfest.

Rassismus fortgeschrieben

„Wir wollten auf das Gelände fahren und eine kleine Ausstellung aufbauen“, sagt Günter Zint. „Aber der Polizeichef untersagte das mit den Worten: ‚Sie stören die Ruhe der Toten.‘ Darauf fragte entweder Tornado oder Rudko: ‚Wessen Tote ruhen hier?‘ Als die Gruppe dann doch auf dem Gelände war, las Zint im Gästebuch den Satz: ‚Dass die die hier noch sitzen ist der Beweis, dass Hitler nicht gründlich genug gearbeitet hat.‘“

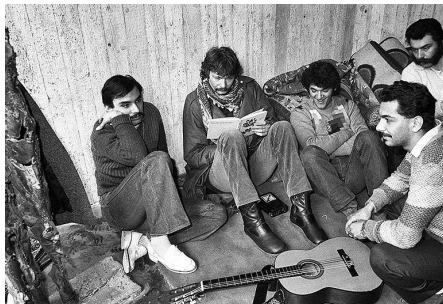
Bis Anfang der 1980er-Jahre wurde der Völkermord an den Sinti und Roma weitgehend verschwiegen. In Polizei, Justiz und Gesundheitswesen lebten rassistische Denkmuster fort. Die Münchener „Landfahrerzentrale“ führte bis 1972 die von den Nazis geführten Listen weiter und erfasste die vormaligen Sinti, Zigeuner“ eingestuft Personen nun mit Bildern und Fingerab-

drücken als Landfahrer. Ähnliche Einrichtungen zur systematischen Kriminalisierung gab es in Hamburg und Nordrhein-Westfalen.

„Es ging beim Hungerstreik um die Akten der Zigeunerzentrale“ im Reichssicherheitshauptamt, die nach dem Krieg in die Landfahrerzentrale nach Bayern überführt wurden und nach deren Auflösung angeblich vernichtet oder verschwunden waren“, sagt Kawczynski, heute Vorsitzender der Roma- und Sinti-Union (RCU). „Das waren sie nicht, wie sich herausgestellt hat, sondern sie lagen in anderen Polizeidienststellen und verhinderten die Wiedergutmachungen. Das war der erste Zipfel des Rassismus, den wir ergriffen.“

Die Bürgerrechtsbewegung steckte noch in den Kinderschuhen – auch in Hamburg. Die ersten Schritte zur Emanzipation fanden im kulturellen Raum statt, im Musikklub „Onkel Pö“ in Eppendorf. „Wir haben mit Udo Lindenberg, Otto, Gottfried Böttger und vielen anderen gespielt“, sagt Tornado Rosenberg, der damals mit der Band seines Bruders Wolkly auftrat, den Swing Gypsy Rose.

Zusammen mit Kawczynski war Rosenberg 1979 zu einer Aktion nach Bergen-Belsen gefahren. „Ich hatte damals schon angefangen, satirische Lieder zu machen und habe dann ‚Lustig ist das Zigeunerleben‘ umgedichtet.“ Die zweite Strophe geht so: „Lustig ist das Zigeunerleben, faria, faria ho, der Staat braucht uns keine Rechte zu geben, faria faria ho. In Auschwitz waren die Duschen gar lustig und fein, da kriegte man Seife und durfte hinein, faria faria ho.“



Den Protest unterstützen, indem man anderen die Situation erleichtert: Auch Henning Venske war in Dachau

Die Begegnung ist die Geburtsstunde des Duo Z, mit dem Rosenberg und Kawczynski dann zwei Jahrzehnte politische Lieder sangen. „Das war für Sinti neu, die kannte man bis dahin nur mit Swing oder der sogenannten ‚Zigeunermusik‘“, sagt Rosenberg.

Solidarität in Hamburg

Von Anfang an dabei war auch Henning Venske, der mit den Kindern der Familie Rosenberg zu der Zeit zwei Livesendungen im NDR-Kinderfunk machte, „die eine ziemlich Sensation waren“, wie er heute sagt. „Für die Sinti und ihre Vergangenheit hat sich damals niemand interessiert.“ Venske schrieb mit dem Duo die Texte für die LP „Ganz anderes“ mit Titeln wie „Kind im Ghetto“ und „Im Ordnungsamt“ und verhalf ihnen zu Auftritten im Audimax und im Rundfunk. „Die Leute standen auf den Stühlen. Obwohl sie bei unseren Texten nie wussten, ob sie klatschen sollten oder nicht“, sagt Rosenberg. Günter Zint war als fotografischer Chronist der politischen Bewegungen der Zeit oft dabei.

Als in Dachau der Hungerstreik begann, war für die vier klar, dorthin zu fahren. „Ich habe die Stimmung als sehr bedrückend wahrgenommen“, sagt Venske. „Man spürte die Feindseligkeit und die Ablehnung, die den Sinti entgegen schlug. Ich habe versucht, ihnen die Situation etwas zu erleichtern.“ Als die öffentliche Aufmerksamkeit nachließ, führen sie wieder nach Hamburg, wo sie zur Unterstützung die erste große Demo der Sinti und Roma organisierten. „Das war sehr beeindruckend“, sagt Kawczynski.

In Dachau waren die Hungerstreikenden am Rand des körperlichen Zusammenbruchs, wollten aber durchhalten. Erst nach einer Woche kam es im bayerischen Innenministerium durch die Vermittlung der evangelischen Kirche zu den entscheidenden Verhandlungen, die auf Seiten der Streikenden von Romani Rose geführt wurden, dem heutigen Vorsitzenden des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma. Die bayerische Regierung räumte ein, dass Vorurteile und Diskriminierungen abgebaut werden müssten.

Zu einer politischen Verteilung der Tätigkeit der bayerischen „Landfahrerzentrale“ konnte sich die Landesregierung nicht durchringen. Zum Abschluss des Hungerstreiks empfingen die Bürgerrechtler am 12. April 1980 Bundesjustizminister Hans-Jochen Vogel (SPD) in Dachau. Er sagte ihnen Unterstützung zu und bezeichnete die Protestaktion als einen „ganz wichtigen Anstoß“. Ein mittelbarer Erfolg des Hungerstreiks ist, dass Bundeskanzler Helmut Schmidt (SPD) 1982 erstmals für die Bundesregierung den Völkermord an den Sinti und Roma aus Gründen der sogenannten „Rasse“ in völkerrechtlich verbindlicher Weise anerkannte.

„Später haben wir herausgefunden, dass viele der Akten aus München in Hamburg bei der Polizei gelandet sind“, sagt Tornado Rosenberg. „Sie haben die Listen genauso weitergeführt und ‚Zigeuner‘ weiter als Kriminaldelinquenten geführt.“ Bis in die 1980er-Jahre war Hamburg durch die Weiterführung der Akten nach Ansicht von Kawczynski das „Epizentrum der rassistischen Verfolgung in Deutschland“. Nach der Auflösung der berichtigte Polizeidienststelle 633 landeten die Akten im Staatsarchiv. Um an diese heranzukommen, initiierten die Hamburger Sinti und Roma dann selbst einen Hungerstreik in Neungamme. „Der Hungerstreik in Dachau war die Initialzündung der Bürgerrechtsbewegung“, sagt Kawczynski. „Nach innen hat es das Selbstbewusstsein, das politische Bewusstsein und den Zusammenhalt wesentlich gestärkt. Heute haben wir in Deutschland die stärkste Bewegung in ganz Europa und es passt kein Blatt Papier zwischen die einzelnen Gruppen.“

Christa Pfafferott
Zwischen Menschen

Wir sind in eine Falle geraten
Uns trennt nur ein knapper Meter

Wir sind in eine Falle geraten. Die Frau und ich. Sie hat ein kleines Gesicht. Einen großen Mundschutz. Unruhige Augen. Sie trägt Gummihandschuhe. Die Frau hat Angst.

Wir stehen einander gegenüber in einer Gasse. Zwei Spielfiguren, die nicht mehr vor und zurück können. Die Gasse ist ein Schleichweg, nur einen Meter breit, durch den man schneller zum Supermarkt kommt. Die Frau ist von oben bis in die Mitte gelaufen. Ich bin von unten in die Gasse gefahren, hinter mir am Rad ein großer Anhänger mit einer Kiste voller Flaschen. Ich habe erst aufgeblickt, als ich schon vor ihr in der Mitte stand. Zu spät. Zu nah. Uns trennt nur ein knapper Meter. Wenn wir aneinander vorbei wollen, müssen wir näher aneinander ran. Es ist das Ende. Ich spüre es. Sie sieht in mir das Ende.

Wir können nicht den 1,5-Meter-Sicherheitsabstand einhalten. Es ist, als wäre ich ein Fluss. Sie kommt nicht hinüber, ohne nass zu werden. Für einen kurzen Moment müssen wir den Raum teilen, gleiche Luft atmen. Es ist nun so natürlich, einem Mensch auszuweichen wie einem fahrenden Auto. Als würde die Existenz der anderen nicht eine Möglichkeit von Ansteckung, sondern die Gewissheit von Krankheit, Gefahr bedeuten.

Ich habe mich noch nicht daran gewöhnt, dass Menschen vor mir ausweichen. Es sticht kurz, wenn sie den Abstand vergrößern bei Begegnungen auf dem Bürgersteig. Ich grüße dann freundlich, wie um zu zeigen: Wir sind uns doch nah, wir gehören doch alle auf eine bestimmte Art und Weise zusammen. Ich spüre, wie die Frau überlegt, was sie tun kann: Ob sie umkehrt, die ganze Gasse zurückgehen

Ich habe mich noch nicht daran gewöhnt, dass Menschen vor mir ausweichen

muss zur Straße, um nicht an mir vorbei zu müssen. Oder ob ich zurückfahre, ihr die Gasse freibege, sodass sie weitergehen kann. Durch etwas Unausgesprochenes, Stummtes wird klar, dass ich diejenige bin, die handeln soll. Dass unsere Bewegung nun von mir abhängt.

Ich werde plötzlich traurig. Für einen kurzen Moment habe ich Lust zu weinen. Hier in der Gasse verdichtet sich eine sonst unbewusste Trauer. Über die verinnerlichte Angst voneinander, die nun in der Zeit mit dem Virus zu spüren ist. Dass es nicht miteinander, sondern besser ohne einander geht.

Die Frau wartet, sie steht einfach da. Ich hätte das Recht auf die gleiche Angst wie sie. Ich weiß so wenig etwas über ihre Gesundheit oder Krankheit wie sie über mich. Aber ich fürchte mich nur vor ihrem angstvollen Blick, vor mir als Mensch, in dem ich als Person verschwinde.

Etwas muss geschehen. Mit dem Anhänger kann ich das Rad jedoch nicht wenden. Ich könnte nur langsam das Rad rückwärts schieben, die Frau so weiter nach vorn kommen lassen. Aber das Rad ist unhandlich. Es ist schwer, es so weit zurückzuschieben, ohne dass sich der Anhänger verkeilt. Ich spüre auch, dass ich mich so nicht entfernen will. Ist unsere letzte Chance wirklich der Rückzug? Das Verlassen des Spielfeldes? Die Gasse zu räumen, fühlt sich wie ein „Game over“ an. Eine Bekräftigung, dass wir als Menschen in unseren Eigenschaften nur noch auf unsere mögliche Ansteckung reduziert sind. Der Rest ist fort.

Ich schaue die Frau an. Plötzlich für einen kurzen Moment kommt mir alles wie ein Traum vor. Ich schaue aus einer anderen Zeit auf die Szene. Was hat sie da im Gesicht und was an den Händen? Was passiert hier? Warum stecken wir fest? Zwei Menschen, wie eingefroren, in sich gefangen. Ich spüre jetzt schon, dass ich mich an diese Szene erinnern werde. Die Frau wird ein Bild sein in dem Mosaik, mit dem ich mich selbst zusammenfüge.

Und dann halte ich die Luft an, als würde ich Anlauf nehmen. „Es geht schnell“, will ich rufen. Aber ich bin still, öffne nicht den Mund, um die Frau nicht zu ängstigen, schon ein Tröpfchen aus meinem Mund könnte sie ja aus ihrer Sicht vielleicht gefährden. Ich lachle sie an, trete in die Pedale. Ich fahre schnell an ihr vorbei. „Geht doch“, ruft die Frau. Es klingt hell und freundlich. „Geht doch.“ Als hätte sie gar keine Angst gehabt. Zwei Worte wie ein Appell.



Christa Pfafferott ist Autorin und Dokumentarfilmerin. Sie hat über Machtverhältnisse in einer forensischen Psychiatrie promoviert. Als Autorin beschäftigt sie sich vor allem damit, Unbemerktes mit Worten sichtbar zu machen.